



SÜDOSTEUROPA-
GESELLSCHAFT

Internationales Symposium

**Vor- und Gründungsgeschichte der
Südosteuropa-Gesellschaft:
Kritische Fragen zu Kontexten und Kontinuitäten**

16./ 17. Dezember 2013

Carl Friedrich von Siemens Stiftung, München

Wolfgang Höpken *

Zur Einführung

**Vor- und Gründungsgeschichte der Südosteuropa-Gesellschaft:
Kritische Fragen zu Kontexten und Kontinuitäten**

Das Thema des Nationalsozialismus, so schrieb Norbert Elias 1977 inmitten jenes „heißen Herbstes“ einer durch RAF-Terrorismus an sich selbst verunsicherten bundesdeutschen Gesellschaft, sei nie ein Problem der Vergangenheit – es habe vielmehr, so Elias, „nie aufgehört, ein aktuelles Problem zu sein“. ¹ An diese Worte mochte sich derjenige erinnert fühlen, der sich im Februar 2013 am Vortag der Jahreshauptversammlung der Südosteuropa-Gesellschaft (SOG) in Bochum mit Informationen über die Person des zeitweiligen Präsidenten und Namensgebers des Journalistenpreises der Südosteuropa-Gesellschaft, Rudolf Vogel, konfrontiert sah. Informationen, die hinsichtlich einer Bewertung der Vergangenheit Vogels keinen Zweifel zuließen und die, obwohl zumindest in Bruchstücken medial seit längerem zugänglich, ² über Jahre hinweg im Kreise der SOG wie auch außerhalb unbeachtet geblieben waren.

Der für das Jahr 2013 als Preisträger der „Rudolf-Vogel-Medaille“ der SOG ausgewählte Schweizer Journalist der »Neuen Zürcher Zeitung«, Dr. Andreas Ernst, hatte die Geschäftsführung der SOG in den Tagen vor der Jahreshauptversammlung auf die problematische Biographie des Namensgebers des Journalistenpreises hingewiesen und eine Annahme des Preises unter diesen Konditionen verweigert. Das Präsidium der SOG beschloss daraufhin in seiner am Vortag der Jahreshauptversammlung stattfindenden Sitzung, dem Journalistenpreis den Namenszusatz zu entziehen – ein Schritt, der auch den Preisträger zur Annahme der Auszeichnung bewog. Die zunächst noch sehr spärlichen Kenntnisse über die Vergangenheit Vogels wurden in den auf die Jahreshauptversammlung der SOG folgenden Tagen

* Prof. Dr. Wolfgang Höpken, Jg. 1952, ist Professor für Ost- und Südosteuropäische Geschichte an der Universität Leipzig und Vizepräsident der Südosteuropa-Gesellschaft. Der vorliegende Beitrag erschien als Einführung in das Schwerpunktheft 4/2014 der Südosteuropa Mitteilungen zum Thema „Vor- und Gründungsgeschichte der Südosteuropa-Gesellschaft: Kritische Fragen zu Kontexten und Kontinuitäten“, S. 4-15.

¹ *Norbert Elias*: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1994, S. 549.

² Siehe den Wikipedia-Eintrag „Rudolf Vogel“: http://de.wikipedia.org/wiki/Rudolf_Vogel_%28Politiker%29.

sodann durch eine Reihe von Artikeln des FAZ-Journalisten Michael Martens konkretisiert und mit unbezweifelbarer Eindeutigkeit belegt.³ Sie zeigen Vogel, entgegen der von ihm selbst nach 1945 gelegentlich geäußerten angeblichen Distanz zum Nationalsozialismus, als einen von keinerlei erkennbaren Zweifeln befallenen Mitläufer und journalistischen Propagandisten des NS-Systems.⁴

Schon vor dem Bekanntwerden der Informationen über Rudolf Vogel hatte das Präsidium der SOG beschlossen, sich der Geschichte der eigenen Organisation zuzuwenden. Ein solches Anliegen war ursprünglich von einem eher „antiquarischen“ Interesse an der Selbstdokumentation der eigenen Rolle inspiriert gewesen, welche die Südosteuropa-Forschung in den Jahrzehnten des Kalten Krieges gespielt hatte, und dem 60. Jubiläum der Gründung der SOG im Jahr 1952 geschuldet. Im Oktober 2012 hatte das Präsidium der SOG daher eine kleine Arbeitsgruppe gebeten, sich über Form und Zielrichtung einer solchen Beschäftigung mit der eigenen Organisationsgeschichte Gedanken zu machen. Die Bochumer Ereignisse 2013 mussten diesem Vorhaben naturgemäß eine neue Richtung weisen. Die Frage nach der Vorgeschichte der SOG während des Nationalsozialismus sowie auch nach den personellen und den „ideologischen“ Kontinuitäten (und Brüchen) in die Zeit der frühen Bundesrepublik hinein rückten mit den in und um Bochum herum bekannt gewordenen Sachverhalten in den Vordergrund. Aber auch die Frage, warum die Biographie Vogels so lange unbeachtet hatte bleiben können.

Mit einer Reihe von Initiativen ist seither versucht worden, im Rahmen der institutionellen, personellen und auch materiellen Möglichkeiten der SOG dieser Frage näher zu kommen. So wurde auf einer außerordentlichen Sitzung des Präsidiums im April 2013 der Vorschlag der Arbeitsgruppe gebilligt, in einem ersten Schritt auf einem wissenschaftlichen Symposium den Forschungsstand zur Geschichte der Südosteuropa-Forschung und ihrer Institutionen im Übergang vom Nationalsozialismus zur frühen Bundesrepublik zu bilanzieren und das (bis dahin ungeordnete) Archiv der Südosteuropa-Gesellschaft zu sichten und dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv zur öffentlichen Nutzung zu übergeben. Des Weiteren sollten studentische Qualifikationsarbeiten sowie, nach Möglichkeit, auch Forschungsvorhaben zur Geschichte der SOG angeregt und eingeworben werden.⁵

Erste Schritte dieses Katalogs sind mittlerweile auf den Weg gebracht worden: Das Symposium „Vor- und Gründungsgeschichte der Südosteuropa-Gesellschaft: Kritische Fragen zu Kontexten und Kontinuitäten“ fand am 16. und 17. Dezember 2013 in München statt. Zentrale Teile seiner Ergebnisse werden in überarbeiteter Form in dieser Nummer der „Südosteuropa Mitteilungen“ dokumentiert. Auch das Archiv der Südosteuropa-Gesellschaft wurde mittlerweile zum überwiegenden Teil dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv übergeben. Es steht der Forschung damit zur Einsicht und Nutzung offen. Ein erstes Forschungsprojekt wurde auf den Antragsweg gebracht; Kolleginnen und Kollegen bleiben aufgefordert, durch die Anregung

³ *Michael Martens*: Kein Nazi-Preis mehr – Auswärtiges Amt finanzierte Auszeichnung jahrzehntelang. In: »Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung«, 10.02.2013, S. 1. *Ders.*: Durch dick und dünn mit Adolf Hitler. In: Ebd., S. 7. *Ders.*: „Höchst peinlich, dass so etwas passiert ist“ – Südosteuropa-Gesellschaft benannte Journalistenpreis nach NS-Propagandajournalisten. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, 11.02.2013, S. 5. *Ders.*: Nur mit den Wölfen geheult? Die deutsche Südosteuropaforschung und ihre NS-Vergangenheit. In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, 31.12.2013, S. 9.

⁴ Vgl. hierzu den in diesem Heft abgedruckten Beitrag von *Michael Martens*.

⁵ Vgl. die Darstellung „Bisheriges und weiteres Vorgehen im Rahmen der Aufarbeitung der Geschichte der SOG“, April 2014, http://www.sogde.org/pdf_2014/aufarbeitung_gesch_april_2014.pdf.

von Qualifikationsarbeiten weitere Forschungslücken zur Geschichte der Südosteuropa-Forschung und der SOG zu schließen.⁶ Zudem wird die bislang nach wie vor einzige monographische Forschungsarbeit, die sich in systematischerer Weise mit der Geschichte der Südosteuropa-Historiographie und dabei auch der SOG im benannten Zeitraum beschäftigt – eine ungedruckt gebliebene Hannoveraner Magisterarbeit von Dorothea Willkomm aus dem Jahr 1979,⁷ die bislang nur wenigen „Spezialisten“ zugänglich war – mit dem Einverständnis der Autorin und in einer kommentierten Form in einer Schriftenreihe der SOG erscheinen.

Wie andere staatliche und politische Institutionen – vom Auswärtigen Amt über das Bundesfinanzministerium bis hin zum Bundesnachrichtendienst –, wie Industrieunternehmen und gesellschaftliche Organisationen ist damit auch die SOG mit jener im Elias'schen Sinne eben nie aufgehenden Geschichte des Nationalsozialismus konfrontiert worden und sieht sich dem für sie wie für alle der genannten Institutionen gleichermaßen beschämenden Umstand ausgesetzt, die eigene Vergangenheit nicht schon früher einer kritischen Reflexion unterzogen zu haben. Über die mit der Bochumer Jahreshauptversammlung 2013 aufgeworfene Frage des Umgangs der SOG mit ihrer eigenen Vergangenheit hinaus verweist diese Angelegenheit damit gleichsam als Miniatur darauf, wie unangebracht es auch heute noch ist, sich der Selbstzufriedenheit einer vermeintlich „bewältigten“ deutschen Vergangenheit hinzugeben.

Sicherlich: Es steht wohl nicht in Zweifel, dass die bundesdeutsche Gesellschaft sich im Laufe eines, wie Christian Meier es genannt hat, „langgestreckten Prozesses der Erinnerungsarbeit“⁸ ihrer Vergangenheit – und zwar ihrer „doppelten Vergangenheit“ zweier Diktaturerfahrungen – in einer Weise gestellt hat, wie dies anderswo (man denke etwa an Japan oder auch mit Blick auf den Völkermord an den Armeniern an die Türkei) nicht der Fall gewesen ist. Eine bis in die jüngste Zeit freilich immer wieder auch Verwirrung stiftende strafrechtliche Verfolgung von Tätern und juristische Erinnerungsgesetze wie das Verbot der Leugnung des Holocausts, ein schulischer Sozialisationsaufwand, wie er bei keinem anderen Thema betrieben wird, eine diffizile Gedenkkultur, die von architektonischen Großprojekten bis zu den dezenten Formen des Gedenkens in „Stolpersteinen“ reicht, eine öffentliche Debattenkultur, die jedes Verlassen des gesellschaftlichen Deutungskonsenses mit Rigidität ahndet – all dies sind nur einige Beispiele dessen, was sich hinter dem ur-deutschen und kaum in andere Sprachen zu übersetzenden, gleichwohl auch irreführenden Wort von der „*Vergangenheitsbewältigung*“ verbirgt.

Und es sollte auch nicht als jene Selbstgefälligkeit missverstanden werden, vor der eben gewarnt wurde, wenn man behauptet, dass diese „langgestreckte Erinnerungsarbeit“, wenn auch sicherlich erst spät, dazu beigetragen hat, „Schuld in historische Verantwortung zu verwandeln“⁹ und diese Verantwortung in der politisch-kulturellen Identität der Gesellschaft zu verankern. Erinnerung und Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sind – auch wenn das zivilisatorische Eis, auf dem sie sich bewegen, dünn sein mag – Teil dessen geworden,

⁶ Robert Pech aus Leipzig erhielt für sein Dissertationsprojekt „Fritz Valjavec und die Entwicklung der deutschen Südosteuropaforschung“ inzwischen ein zweijähriges Promotionsstipendium der FAZIT-Stiftung (Anm. d. Red.).

⁷ *Dorothea Willkomm*: Untersuchungen zur Anfangsphase der deutschen Südosteuropahistoriographie, Magisterarbeit Hannover 1979.

⁸ *Christian Meier*: Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit, München 2010, S. 76.

⁹ *Aleida Assmann*: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München 2013, S. 66.

was Dan Diner einmal die „ungeschriebene Verfassung“ der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft genannt hat.

Nicht mehr der Vorwurf des Verdrängens, sondern eher die Kritik an der Intensität des Erinnerns sind denn auch in jüngerer Zeit laut geworden – und ich meine damit nicht jene „Schlusstrichparolen“ der Stammtische oder die voreiligen Rufe nach einer vermeintlichen Normalität der Geschichte, zu der man nunmehr zurückkehren könne. Schon gar nicht meine ich damit das philosophisch verbrämte Unbehagen eines Rudolf Burger, der die deutsche und, mit Blick auf sein Heimatland, die österreichische Erinnerung an die NS-Zeit als „Heilspädagogik“ denunzieren zu können glaubt.¹⁰ Von größerem Gewicht sind hingegen jene Kritiken, die wie zuletzt Ulrike Jureit und Christian Schneider vor der „Illusion der Vergangenheitsbewältigung“ gewarnt haben,¹¹ und die sich besorgt zeigen über eine vermeintliche „erinnerungskulturelle Sackgasse“ der deutschen Gesellschaft, in der die Erinnerung an den Nationalsozialismus zum moralisch entkernten zivilreligiösen Ritus verkommen ist, dem angesichts des Generationen-Wandels die identitätsstiftende Kraft verloren zu gehen droht. Ob wir, wie es Harald Welzer und Dana Giesecke vorgeschlagen haben,¹² tatsächlich eine Renovierung unserer Erinnerungskultur benötigen, die unser Erinnern von der Fixierung auf den negativen Gründungsmythos deutscher Verbrechensgeschichte löst, soll hier nicht vertieft werden. Wenn selbst „kleine“ Organisationen wie die Südosteuropa-Gesellschaft dazu gezwungen sind, versäumtes Erinnern zu thematisieren, so deutet auch dies wohl eher darauf hin, dass sich die Notwendigkeit eines immer wieder neuen selbstreflexiven Wachrufens der Vergangenheit offenbar doch noch nicht erschöpft hat.

Vergangenheitsbearbeitung – und in diesen Kontext ist auch die Frage der SOG-Geschichte zu rücken – war bei aller Intensität und Institutionalisierung in der Bundesrepublik freilich immer auch ein zutiefst selektives Geschäft. Erinnerung ging immer einher mit verstörender Amnesie. Der Hamburger Historiker Klaus Naumann hat in diesem Zusammenhang einmal von der „institutionalisierten Ambivalenz“ gesprochen, von der die deutschen Erinnerungsdebatten, und zwar durchaus nicht nur jene der 1950er oder 1960er Jahre, sondern auch die der 1970er und 1980er Jahre, geprägt gewesen seien.¹³ Erinnerungsarbeit bewegte sich mühsam voran und nicht eben selten war es überhaupt nur öffentlicher und medialer Druck, welcher zuvor ignorierte Opfer und Ereignisse erst in den Blick rückte.

Die Fixierung auf den Holocaust verdrängte lange Zeit andere Opfergruppen wie Roma oder Zwangsarbeiter, die bekanntlich erst spät Aufmerksamkeit und symbolische Entschädigung fanden. Den Schuldeingeständnissen und Versöhnungsgesten, die gegenüber Frankreich, Israel, später auch Polen geübt wurden, stand die Marginalisierung oder gar Ignoranz gegenüber anderen Ländern wie etwa Griechenland gegenüber. Der Blick auf die zentralen Instanzen des Terrors in Partei, SS oder Wehrmacht übergang die Profiteure im Hintergrund, deren Verstrickungen – wie im Fall von VW oder der Deutschen Bank – erst spät unter die Lupe genommen wurden. Er ließ auch die Instanzen eines scheinbar „normalen Staatsbetriebes“

¹⁰ Rudolf Burger: Im Namen der Geschichte. Vom Missbrauch der historischen Vernunft, Springe 2007, S. 33.

¹¹ Ulrike Jureit / Christian Schneider: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung, Stuttgart 2010.

¹² Dana Giesecke / Harald Welzer: Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg 2012. In der kritischen Auseinandersetzung mit diesem Vorschlag zuletzt auch Aleida Assmann: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur, S. 71 ff.

¹³ Klaus Naumann: Institutionalisierte Ambivalenz. Deutsche Erinnerungspolitik und Gedenkkultur nach 1945, in: Mittelweg 36, 13(2004) April/Mai, S. 64-75.

in den Hintergrund treten, wie sie erst jüngst in der Studie zum Auswärtigen Amt oder in den noch laufenden Forschungen zum Bundesfinanzministerium untersucht wurden. Der Fokus auf die unmittelbaren Akteure der Vernichtung ignorierte lange Zeit die „Vordenker der Vernichtung“, ¹⁴ die in den wissenschaftlichen Instituten der Politik zuarbeiteten. Auch hier sind die Arbeiten zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG, der Max-Planck-Gesellschaft und anderer wissenschaftlicher Institutionen bekanntlich erst jüngeren Datums.

Die Geschichtswissenschaft war zweifelsohne Teil jener „langgestreckten Erinnerungsarbeit“. Sie hat mit ihren Arbeiten zu dieser in der Breite sowie in der Tiefe in erheblichem Maß beigetragen, aber sie hat sich selbst – auch dies ein Ausdruck jener „institutionalisierten Ambivalenz“ – lange Zeit immunisiert gegen eine kritische Selbstreflexion ihrer eigenen Rolle. Bekanntlich war es im Grunde genommen erst der 42. Deutsche Historikertag 1998 in Frankfurt a. M., der mit seinen Schockwellen den über vier Jahrzehnte von der Zunft selbstgestrickten Mythos zerstörte, wonach es nur wenige belastete Außenseiter des Fachs gegeben habe, die die Masse der Historiker hingegen die Professionalität gewahrt, sich bestenfalls oberflächlich angepasst, wenn auch nur selten Widerstand geleistet habe. ¹⁵ Die Historiker erschienen nun nicht mehr nur als Opportunisten, nicht mehr nur als Propagandisten und Legitimationsbeschaffer, sondern in nicht unerheblichem Maß als aktiv Mittuende – und zwar gerade auch jene, welche die Nachkriegs-Geschichtswissenschaft nicht nur neuerlich gestalteten, sondern ihr wie im Fall Werner Conzes, Hans Rothfels oder Theodor Schieder auch den Weg zu neuen theoretischen Ufern gewiesen hatten. ¹⁶ Von „deprimierenden Befunden“ sprach damals ein sichtlich verunsicherter Jürgen Kocka. ¹⁷

Im zeitlichen Umfeld des Frankfurter Historikertages und seither ist eine ganze Reihe von substanziellen Arbeiten zur Rolle der Geschichtswissenschaft, einzelner Historiker und einschlägiger wissenschaftlicher Institutionen erschienen. Die Geschichtswissenschaft als Ganzes hat damit in die Spur kritischer Selbstreflexion zurückgefunden, die zu ihrem eigentlichen Geschäft gehört. Impulse hat dies auch für das Feld der Osteuropa-Forschung geliefert. Frühe Arbeiten aus den späten 1980er Jahren wie Michael Burleighs Pionierarbeit aus dem Jahre 1988 oder Gabriele Camphausens Arbeit zur deutschen Russland-Forschung im Dritten Reich ¹⁸ wurden seither vertieft und verfeinert. In Martin Burkerts „Ostwissenschaften im Dritten Reich“ hat dies jüngst seinen monumentalsten Ausdruck gefunden – wenn dessen Ergebnisse auch als Revisionsversuch einer vermeintlich durch die Wahrung von Professionalität und politischer Distanz geprägten „Ostwissenschaft“ nicht ohne Widerspruch geblieben sind. ¹⁹

¹⁴ Götz Aly / Susanne Heim: *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die Pläne für eine europäische Neuordnung*, Hamburg 1991, überarbeitete Neuauflage: Frankfurt/M. 2013.

¹⁵ Peter Schöttler: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945. Einleitende Bemerkungen*, in: Ders. (Hg.): *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945*, Frankfurt/M. 1997, S. 11-13.

¹⁶ Hierzu u.a. Ingo Haar: *Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und „Volkstumskampf“ im Osten*, Göttingen 2002; sowie die Diskussion bilanzierend Wolfgang J. Mommsen: „Gestürzte Denkmäler“? Die „Fälle“ Aubin, Conze, Erdmann und Schieder, in: Jürgen Elvert (Hg.): *Historische Debatten und Kontroversen im 19. und 20. Jahrhundert*, Wiesbaden 2003, S. 96-109.

¹⁷ Jürgen Kocka: *Zwischen Nationalsozialismus und Bundesrepublik. Ein Kommentar*, in: Winfried Schulze / Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1999, S. 340.

¹⁸ Michael Burleigh: *Germany turns Eastwards: A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1989. Gabriele Camphausen: *Die wissenschaftliche historische Russlandforschung im Dritten Reich 1933-1945*, Frankfurt/M. 1990.

¹⁹ Martin Burkert: *Die Ostwissenschaft im Dritten Reich. Teil I: 1933-1939*, Wiesbaden 2000, 771 Seiten. Zur Kritik vgl. unter anderem die Rezension von Jürgen Hackmann in: *Archiv für Sozialgeschichte* 41(2001), S. 719 ff.

Die Südosteuropa-Forschung hat von derartigen Impulsen allerdings bislang kaum profitiert. Der 2004 von Mathias Beer und Gerhard Seewann edierte Tagungsband über die „Südostforschung im Dritten Reich“, der seine Entstehung eben jenen allgemeinen Reflexionsbemühungen der Geschichtswissenschaft in den späten 1990er Jahren verdankt, bleibt bis heute vielleicht nicht die einzige, wohl aber die bislang fundierteste Erkundung der eigenen Fachgeschichte²⁰ – sieht man einmal von Michael Fahlbuschs Detailstudie zur „Südostdeutschen Forschungsgemeinschaft“ ab.²¹ Die seinerzeit von Beer und Seewann gezogene Bilanz, eines „weitestgehenden Fehlens einschlägiger Forschungen“ jedenfalls, hat – wenn ich recht sehe – ihre Gültigkeit auch heute noch nicht verloren.

Auch die Institutionen der Südosteuropa-Forschung selbst haben, wie im Fall des Südost-Instituts und der Südostdeutschen Kommission, erst spät etwas oder auch wie im Fall der SOG gar nichts getan, diesem Manko abzuhelpfen. Mathias Beer hat in dem genannten Band auf die aus heutiger Rückschau in der Tat schamlos anmutende Inhaltsleere verwiesen, mit der die Südosteuropa-Forschung und -Forscher über Jahrzehnte hinweg aus Anlass aller möglichen Institutsjubiläen die Jahre 1933 bis 1945 in ihrer Fachgeschichte bedachten, wenn sie diese nicht gleich ganz übergingen.²² Franz Ronnebergers „Vorschläge zur Einordnung der Südosteuropaforschung in die deutschen Hochschulen“ aus dem Jahr 1962,²³ die als Werbebroschüre für mehr staatliche Alimentierung gedacht waren und welche die Jahre der NS-Zeit schlicht und einfach ausblendeten, bildet hier nur ein frühes Beispiel. Die spätere Jubiläumsemantik der Jahrestage von Südost-Institut oder Südosteuropa-Gesellschaft war von derartiger Amnesie nicht weniger frei. Es war dies ein im Adorno'schen Sinne „Lossagen von der Vergangenheit“, welches die Selbstdarstellung allenthalben bis in die jüngere Zeit prägte. Anderes nicht eingefordert zu haben, müssen sich jene, die in den Gremien entsprechender Institutionen mitgewirkt haben – egal welcher Zeit und welcher Generation sie angehören – zweifelsohne als Versäumnis vorwerfen lassen.

Schlechter noch als hinsichtlich der Forschungsbilanz für die Südosteuropa-Forschung als Ganzer sieht es dabei hinsichtlich einer wissenschaftlichen Betrachtung der Geschichte der Südosteuropa-Gesellschaft aus. Auch in dem genannten Sammelband von 2004 findet sie nur gelegentlich Berücksichtigung, nicht aber eine explizite Betrachtung. Dem konnte auch das SOG-Symposium im Dezember 2013, dessen Beiträge im Folgenden in Auszügen dokumentiert werden, nicht abhelfen. Anliegen der Tagung konnte es nur sein, das thematische Feld in einem ersten Schritt gewissermaßen einzukreisen – jene zusammenzubringen, die in den letzten Jahren der Frage des Zusammenwirkens von Politik und Wissenschaft mit Blick auf den Südosten Europas zwischen den 1930er und 1950er Jahren mit neueren oder auch noch laufenden Forschungen näher gerückt sind. Zugleich verband sich mit dem Zusammentreffen auch die Hoffnung auf Impulse und Fragen, die an eine enger auf die SOG gerichtete

²⁰ *Mathias Beer / Gerhard Seewann* (Hg.): *Südostforschung im Dritten Reich. Institutionen – Inhalte – Personen*, München 2004.

²¹ *Michael Fahlbusch*: Die „Südostdeutsche Forschungsgemeinschaft“. Politische Beratung und NS-Volkstumspolitik, in: *W. Schulze / O. G. Oexle* (Hg.): *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*, S. 241- 264.

²² *Mathias Beer*: Wege zur Historisierung der Südostforschung. Voraussetzungen, Ansätze, Themenfelder, in: *Ders. / G. Seewann* (Hg.): *Südostforschung*, S. 19 f.

²³ *Franz Ronneberger*: *Vorschläge zur Einordnung der Südosteuropaforschung in den Aufbauplänen der deutschen Hochschulen*, München 1962.

„Geschichte der Südosteuropa-Forschung“ zu richten sind und denen, in welcher Form auch immer, zukünftig nachzugehen sein wird.

Eine der Fragen, die dabei in den Blick zu nehmen sein wird, ist sicherlich die nach den nicht nur institutionellen, sondern auch personellen Kontinuitäten. Edgar Hösch hat einmal geschrieben, diese personellen und institutionellen Kontinuitäten seien „ganz offensichtlich“ – so offensichtlich offenbar, dass man sie bislang einer genaueren Betrachtung nicht unterzogen hat.²⁴ Es ist wohl eines der produktivsten Ergebnisse der jüngeren Arbeiten zur Geschichte der Geschichtswissenschaft und auch der Geschichte der Osteuropa-Forschung, dass sie auf die erhebliche Bedeutung personeller Netzwerke hingewiesen hat – die Kreise der „Königsberger“ oder der „Breslauer“ –, über welche die personelle und institutionelle Transformation von der NS-Zeit in die Bundesrepublik ganz wesentlich abgesichert wurde. Auch für die Südosteuropa-Forschung und die Südosteuropa-Gesellschaft dürfte dem noch intensiver nachzugehen sein. Ulrich Greiner hat in der »Zeit« im Zusammenhang mit dem Fall Theodor Eschenburg von einer neuen „Milde und Versöhnlichkeit“ gesprochen, mit der in jüngerer Zeit Fragen der personellen Kontinuität betrachtet würden.²⁵ Eine solche „Versöhnlichkeit“, so es sie denn gibt, wäre sicherlich fehl am Platz. Genauso wenig aber wird man dieser Frage ausschließlich im Gestus der Enttarnung gewinnbringend näherkommen. „Personalisierung und Tribunalisierung“, so hat Jürgen Habermas im Zusammenhang mit der Frage der Aufarbeitung von NS- und DDR-Vergangenheit vor mehr als zwanzig Jahren gewarnt, „lassen den Fokus von Selbstverständigungsdebatten unscharf werden“.²⁶ Ich denke, dies gilt auch für unseren Gegenstand.

Die Frage der Kontinuität und der Brüche von Denkstilen, Kategorien, Raumvorstellungen, Deutungsparametern scheint mir daher von nicht weniger Bedeutung zu sein als die der personellen Kontinuitäten. Auch hier sei noch einmal Edgar Hösch zitiert, der in seiner kritischen Bilanz der Südosteuropa-Forschung davon gesprochen hat, dass es bei aller personellen Kontinuität doch nach 1945 auch einen fundamentalen Paradigmenwechsel der Südostforschung gegeben habe, getragen zum großen Teil von den alten Personen: Weg von der Deutschumsforschung und hin zu einer die Vielfalt des Raums in den Blick nehmenden Betrachtung; weg von einer „großdeutschen Raumvorstellungen“ verpflichteten Regionalforschung und hin zu einer Kontextualisierung der südosteuropäischen Geschichte als Teil der europäischen Geschichte.²⁷ Ein solcher Wandel mag unbestritten sein.

Gab es aber – und hier wäre vor allem die Forschung der frühen Nachkriegsjahrzehnte vielleicht noch einmal neu zu lesen – jenseits des Wandels nicht doch sehr viel mehr an subkutanen Kontinuitäten, an vordergründigen kategoriellen und konzeptionellen Anpassungen, hinter denen sich auch über alle politischen Zäsuren hinweg ein hartnäckiges Weiterleben epistemischer Grundpositionen versteckte? Franz Ronneberger, sicherlich eines der markantesten Beispiele personeller Kontinuität von der alten zur neuen Südosteuropa-

²⁴ Edgar Hösch: Südostforschung vor und nach 1945. Eine historiographische Herausforderung, in: M. Beer / G. Seewann (Hg.): Südostforschung, S. 279.

²⁵ Ulrich Greiner: Wie schlimm ist es, ein Nazi gewesen zu sein?, in: <http://www.zeit.de/kultur/2013-10/eschenburg-preis-politologen-abschaffung> [letzter Zugriff: 10.8.2014].

²⁶ Jürgen Habermas: Was bedeutet 'Aufarbeitung der Vergangenheit' heute? Bemerkungen zur 'doppelten Vergangenheit', in: Ders.: Die Moderne – ein unvollendetes Projekt, Leipzig 1992, S. 242-267, hier S. 246 f.

²⁷ Edgar Hösch: Südostforschung, S. 283 ff.

Forschung,²⁸ wandelte sich nach 1945 vom aggressiven Volkstumsforscher zum Modernisierungstheoretiker, der sich nicht nur auf seinem eigentlichen Nachkriegsforschungsfeld der Kommunikationswissenschaft als „Innovator“ gab,²⁹ sondern der auch die Entwicklungsgeschichte Südosteuropas mit den strukturfunktionalen und systemtheoretischen Konzepten eines Talcott Parsons und Niklas Luhmann neu zu vermessen suchte.³⁰ Verbarg sich hinter derartigen Mutationen das, was Hans Ulrich Wehler mit Blick auf Conze und Schieder entlastend als „reflexive Lernbereitschaft“ bezeichnet hat?³¹ Oder aber war nicht auch diese modernisierungstheoretische Erneuerung getragen vom gleichen imperialen Gestus früherer Arbeiten und Ansichten? Wenn Ronneberger Südosteuropa ähnlich wie die Entwicklungsländer als Modellfall von „Verwestlichung“ einer als „rückständig“ betrachteten Region sah, so wird darin jedenfalls hinter der Neuorientierung auch der Schatten der Vergangenheit sichtbar. Manches – aber dies muss künftigen Diskussionen vorbehalten bleiben – scheint mir eher dafür zu sprechen, den wissenschaftstheoretischen Paradigmenwechsel, von dem Hösch gesprochen hat, in die 1980er Jahre zu verlegen, als sich die Südosteuropa-Forschung stärker den Fragestellungen und Konzepten der allgemeinen Geschichtswissenschaft anzunähern begann.

Schließlich wird jede weitere Arbeit an der Geschichte der Südosteuropa-Gesellschaft aber natürlich auch der Frage nachzugehen haben, warum diese erst jetzt erfolgt. „Warum wird erst jetzt revidiert, was doch so dringend nach Revision verlangte?“ – diese Frage, die Winfried Schulze im Zusammenhang mit den Debatten des Historikertages von 1998 an die gesamte Zunft der Historiker stellte, sie muss auch über dem Versuch stehen, der Geschichte der SOG näher zu rücken. Einfache Antworten darauf dürften sich nicht finden lassen, jedenfalls nicht für das penetrante Übergehen der eigenen Geschichte selbst noch in den 1990er und 2000er Jahren, als es nicht mehr die „Erlebnisgeneration“ war, welche die Mitgliedschaft und die Gremien der Gesellschaft bestimmte. Jenseits vordergründig personalisierender Antworten dürfte gerade diese Frage wohl nur zu erhellen sein im Blick auf das noch unbekannte Innenleben der Wissenschaftsinstitutionen – in einer „Archäologie“ von Rekrutierungsmustern, Kommunikationskartellen und Entscheidungsprozessen, mithin in der Verbindung von Biographie-, Institutionen- und Ideen-Geschichte.

Das Projekt einer Geschichte der SOG ist somit sicherlich das Projekt eines Versäumnisses. Aber es ist mehr als eine nachzuholende Pflichtübung. Südosteuropa-Forschung und auch die Südosteuropa-Gesellschaft haben sich immer auch als Teil einer „Beratungswissenschaft“ verstanden; ja sie verdanken einem solchen Selbstverständnis einen Gutteil ihrer materiellen Existenz. Der Blick in die eigene Vergangenheit kann und muss daher auch dazu dienen, das

²⁸ *Franz Khauer*: Franz Ronneberger und die Wiener Ausgabe des „Völkischen Beobachters“, in: *Gabriele Melischek / Josef Seethaler* (Hg.): Die Wiener Tageszeitungen. Eine Dokumentation, Bd. 4, 1938-1945, Frankfurt/M., S. 149-189. *Peer Heinelt*: PR-Päpste: Die kontinuierlichen Karrieren von Carl Hundhausen, Albert Oeckel und Franz Ronneberger, Berlin 2003, dessen analytische Substanz allerdings von der Rhetorik der „Entlarvung“ beeinträchtigt wird.

²⁹ *Manfred Rühl*: Franz Ronneberger – Zur Entwicklung eines kommunikationstheoretischen Theorieprogramms, in: *Ders.* (Hg.): Kommunikationspolitik in Forschung und Anwendung. Festschrift für Franz Ronneberger, Düsseldorf 1983, S. 15-32 (auch hier im Übrigen ohne die Rolle Ronnebergers als Journalist des Dritten Reiches zu problematisieren).

³⁰ Vgl. diese theoretischen Leitlinien exemplarisch in seiner Aufsatzsammlung: *Franz Ronneberger*: Die politischen Systeme Südosteuropas, München 1983.

³¹ *Hans-Ulrich Wehler*: Nationalsozialismus und Historiker, in: *W. Schulze / O.G. Oexle* (Hg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, S. 306-339.

Problemfeld von „Geist und Macht“ immer wieder aufs Neue und durchaus auch mit Blick auf die Gegenwart selbstkritisch zu reflektieren.

Das Symposium der SOG vom Dezember 2013 zur „Vor- und Gründungsgeschichte der Südosteuropa-Gesellschaft“, dessen Ergebnisse hier in einigen überarbeiteten Beiträgen vorgestellt werden, konnte angesichts des Forschungsstandes nicht mehr leisten, als – gleichsam in konzentrischen Kreisen – an den Gegenstand heranzuführen: Milan Ristovićs Vortrag zur deutschen Südosteuropa-Politik im Zweiten Weltkrieg, Carola Sachsens Beitrag zum „Wirtschaftlichen und kulturellen Planungsraum Südosteuropa“ und Hagen Fleischers Blick auf die deutsche Besatzungspolitik in Griechenland trugen auf dem Symposium dazu bei, den breiteren Rahmen des Verhältnisses von Südost-Forschung und Südosteuropa-Politik abzustecken. In einem weiteren konzentrischen Kreis nahmen die Beiträge von Maria Zafiri über die deutsche Wissenschaftspolitik gegenüber Griechenland und von Christian Promitzer über anthropologische Forschungen zu Südosteuropa exemplarisch den Raum als Objekt einzelner wissenschaftlicher Zugangsweisen ins Visier. Ein dritter Kreis von Beiträgen schließlich fokussierte dies in den Vorträgen von Mathias Beer, Gerhard Seewann und Norbert Spannenberger auf Institutionen und Personen der Südost-Forschung bzw. – so in den Beiträgen von Michael Martens und Alexander Korb – der Südosteuropa-Gesellschaft. Überwölbt wurde dieser Blick auf Südosteuropa durch den einleitenden Vortrag von Andreas Wirsching zu den Verläufen der historiographischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus über die vergangenen Jahrzehnte.

Mit Wirsching beginnt auch die Dokumentation der Tagung im vorliegenden Heft der „Südosteuropa Mitteilungen“. Sie führt – jenseits des einleitenden Beitrags – jene Vorträge zusammen, die sich im näheren Sinn mit der Geschichte der Südosteuropa-Forschung, ihrer Institutionen und Personen befassen.³² *Andreas Wirsching*, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, zeichnet zunächst die jüngeren Forschungsschwerpunkte und paradigmatischen Zugangsweisen in der historiographischen Aufarbeitung des Nationalsozialismus nach. Im Begriff des „Generationenwandels“, der jenseits etablierter persönlicher Loyalitätsbeziehungen den kritischen Blick auch auf jene Akteure frei gemacht hat, welche nach 1945 den Übergang zu einer „verwestlichten“ Geschichts- und Sozialwissenschaft geprägt haben, aber auch in einer Verlagerung des thematischen Forschungsinteresses hin zu einer erweiterten „Täterforschung“, die nach den Verantwortlichkeiten der „Volksgemeinschaft“ fragt, sieht Wirsching zwei markante Merkmale der jüngeren Aufarbeitungsdebatten. Sie verbinden sich mit Veränderungen der Gedenkkultur als Ganzer, aber auch der Forschungspraxis, die zunehmend durch eine „nachfrageorientierte Auftragsforschung“ geprägt wird. In alledem bildet sich ein neues politisch-kulturelles Klima im Umgang mit dem Erbe des Nationalsozialismus ab, das sich nicht nur von den Verdrängungs- und Opferdiskursen der 1950er/60er Jahre unterscheidet, sondern auch über die Aufarbeitungsdiskurse der 1980er und 1990er Jahre hinausweist.

Im Anschluss an Wirschings Betrachtungen fragt *Mathias Beer* (Universität Tübingen) nach den methodischen Zugangsweisen und Fragestellungen, von denen aus eine „Geschichte der Südost-Forschung“, die sich nicht nur als eine personalisierende „Kultur der Denunziation“ versteht, ihrem Gegenstand näher rücken kann. In Anlehnung an Mitchell Ashs Verständnis

³² Zu den sonstigen Tagungsbeiträgen sei auf die Website der SOG (www.sogde.org) verwiesen, auf der die an dieser Stelle aus Umfangsgründen nicht berücksichtigten Vorträge nachzulesen sein werden.

von wissenschaftspolitischem Wandel als „Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles“ illustriert er, wie unter maßgeblicher Gestaltung von Fritz Valjavec das „Ressourcenensemble“ der Südost-Forschung nach 1945 umgestaltet und dabei ein „Neuanfang auf alter Grundlage“ vollbracht wurde, hinter dessen institutioneller Diversifizierung sich personelle Kontinuitäten erhalten konnten und in dem vordergründige konzeptionelle Anpassungen „überholte wissenschaftliche Konzepte“ überlebensfähig machten.

Auf die Interferenzen, institutionellen wie personellen Verflechtungen von „Volkstumsforschung“ und „Südostforschung“ in den 1930/40er Jahren verweist *Gerhard Seewann* (Universität Pécs). Sie führe die Südost-Forschung und ihre ins Leben gerufenen Institutionen tief hinein in die legitimatorische Abstützung einer aggressiven deutschen Hegemonialpolitik gegenüber Südosteuropa, samt ihrer bevölkerungspolitischen Zielvorstellungen und Maßnahmen. In Personen wie Franz Ronneberger oder Fritz Valjavec hatte sie zwei ihrer maßgeblichen Vertreter, die mit dem Wort, im Falle Valjavec möglicherweise auch in Taten, zu Protagonisten nationalsozialistischer Verbrechen wurden und die beide in besonderem Maß für die Bilanz einer eklatanten personellen und – mit Blick auf das Südost-Institut und die Südosteuropa-Gesellschaft – auch institutionellen Kontinuität in die frühe Bundesrepublik hinein stehen.

In der Figur Fritz Valjavec rückt damit eine Person neuerlich in den Fokus, um deren Rolle während sowie nach dem Nationalsozialismus schon der Bilanzierungsband zur Südosteuropa-Forschung im Dritten Reich 2004 gestritten hatte. *Norbert Spannenberger* (Universität Leipzig) nimmt in seinem Beitrag die seinerzeitige kontroverse Beurteilung des Vor- wie Nachkriegsdirektors des Südost-Instituts und Gründungsvaters der SOG, Fritz Valjavec, auf und rekonstruiert dessen biographischen und wissenschaftlichen Werdegang im Krieg. Die in der Forschung bislang ungeklärte mögliche unmittelbare Involvierung in Verbrechen des Systems muss auch Spannenberger dabei weiterer Grundlagen-Forschung überlassen, bevor hierüber ein endgültiges Urteil zu fällen ist.

Unmittelbar in den institutionellen Kontext der Geschichte der Südosteuropa-Gesellschaft hinein führen schließlich die beiden abschließenden Beiträge von Alexander Korb und Michael Martens. – *Michael Martens* (FAZ) unterzieht in seinem Aufsatz, der die gekürzte Fassung eines sehr viel längeren Beitrags zum Gegenstand darstellt, welcher ebenfalls auf der Website der SOG zu finden ist, die Person Rudolf Vogels einer detaillierten Betrachtung. Seine in ihrer Recherche-Dichte beeindruckenden Analysen lassen Vogel geradezu als Prototyp für all jene erscheinen, die ungeachtet ihres Wirkens in den Jahren 1933 bis 1945 aus der „zweiten Reihe“ des Systems heraus problemlos den Weg in die politische Elite der deutschen Nachkriegsdemokratie gefunden haben. Sein Beitrag liest sich von daher auch als nicht zu hintergehende Bestätigung der Bochumer Beschlüsse des SOG-Präsidiums, den Journalistenpreis der Gesellschaft vom Namen Vogels zu trennen; aber auch als Beleg der Notwendigkeit, den mit dem Symposium 2013 begonnenen Weg einer fundierten Aufarbeitung der SOG-Geschichte weiter zu gehen.

Alexander Korb (University of Leicester) führt uns über die Rolle der Südost-Forschung und der Südost-Forscher in der Zeit des Nationalsozialismus hinaus in die unmittelbare Frage personeller Kontinuitäten in der Gründungsgeschichte der SOG. Sein Blick auf die schillernde Gestalt des zeitweiligen Geschäftsführers der SOG, Theodor von Uzorinac-Koháry, macht deutlich, wie sehr Kriegs- und Nachkriegszeit verwoben waren und wie sehr auch das poli-

tisch-kulturelle Milieu der Blockkonfrontation nach 1945 dem Weiterwirken von Kontinuitäten jeder Art zugearbeitet hat – gelangte mit Uzorinac-Koháry doch eine Person in die Führung der SOG, deren Biographie durch eine unverkennbare Nähe zu völkisch-nationalsozialistischer Ideologie und durch aktives Engagement für den kroatischen Ustaša-Staat geprägt war. Auch hier erwiesen sich im Übrigen Netzwerkstrukturen offenbar als das probateste Mittel zur Kontinuitätswahrung in Zeiten der institutionellen Ressourcen-Erneuerung. Dass die offenkundig erhebliche personelle Vernetzung von SOG-Gründungsmitgliedern mit der NS-Zeit, zu der Korb über die Person ihres Geschäftsführers hinaus einen ersten auch quantifizierenden Beitrag leistet, das Selbstverständnis der SOG offenbar in keiner Weise verunsicherte, mag dabei angesichts der zeitklimatischen Bedingungen der jungen Bundesrepublik kaum zu überraschen. Weniger jedenfalls als der Umstand, dass sich in der Person Uzorinac-Kohárys völkische und (krypto-)faschistische Sympathien vor 1945 offenbar problemlos mit dem Anliegen einer auf Annäherung und auf wissenschaftliche Kooperation mit dem nach 1945 nunmehr kommunistischen Südosteuropa vertrugen und dass ungeachtet aller Konfrontation im Kalten Krieg ein rigider Antikommunismus offenbar auch bei den neuen kommunistischen Partnern nicht als Hinderungsgrund einer solchen Wiederannäherung gewertet wurde. Hier öffnet Korbs Beitrag Fragen, die zum Problemfeld der Rolle der SOG im Kalten Krieg hinführen, das ebenso noch einer wissenschaftlichen Erforschung bedarf wie die weitere Erhärtung ihrer Geschichte im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik.